

## Produktionspause jetzt!

Der ökonomische Wachstumszwang, der als Fortschritt gilt, beherrscht ebenso die Sphäre der Kunst: Nicht-Produzieren wird auch hier als ein Mangel begriffen, Untätigkeit als die negative Gegenseite von Kreativität, Arbeit mit Aktivität gleichgesetzt. Der Imperativ, Neues zu schaffen und Veränderungen zu initiieren, wird verstärkt von einem Fördersystem, das künstlerische Praxis vor allem als Produkt definiert. Lieber mit staatlicher Hilfe weiter Bühnenstücke produzieren, die, wenn überhaupt, nur mit einem sehr kleinen Publikum geteilt werden können, als sich grundlegend Gedanken zu machen, wie wir langfristig Spielräume jenseits von Verwertungslogik, Produktionszwang und Selbstverwirklichung schaffen können? Ist jetzt aber nicht genau der Moment, darüber nachzudenken, was alles weggelassen werden könnte?

Wie wir mit diesem längst verinnerlichten Produktionsimperativ umgehen, der eben auch „identitätsstiftend“ ist, wie die Dramaturgin Anne Kersting bemerkt, darüber diskutierten *Antje Pfundtner in Gesellschaft (APiG)* mit Gästen aus Kunst und Wissenschaft aus künstlerisch-praktischer, wie aus wissenschaftlicher Sicht. Das dreijährige, sich in mehrere Episoden gliedernde und digital sich auffächernde Projekt *Tischgesellschaften*, dessen vorletzte Episode hier beschrieben wird, beschäftigt sich aus unterschiedlichen Perspektiven und in verschiedenen Formaten mit Fragen des Miteinander-Teilens. Thema dieser Episode ist die Wieder- und Weiterverwertung von künstlerischen Aufführungen, die Schwierigkeiten im Umgang mit künstlerischen Ressourcen, mit nachhaltigem Arbeiten in nicht nur künstlerischen Kontexten.

Ein entspanntes „Lallen wir schon?“ empfängt uns im digital veranstalteten *Utopie-Dinner*, das als Einstimmung in eine Reihe von Workshops oder *Sprechstunden*, wie es APiG nennt, dient. Die Digitalisierungstechnik ermöglicht in Pandemiezeiten ein synchrones und kontaktloses Zusammensein von Vielen – aber jede\*r in den eigenen privaten (Küchen-)Räumen. Meine Sehnsucht nach leibhaftigen Begegnungen wird angesichts der fremden Weingläser und Nudelgerichte nur verstärkt. Der öffentliche Theaterraum, der (wie auch die Clubs und Bars) mit jedem Abend neue Gemeinschaften entstehen ließ, erscheint plötzlich selbst als ferne Utopie.

Stattdessen also jetzt digitale Dialog-Formate, die allerdings nicht leibliche Feedback-Schleifen zwischen Aufführenden und Publikum diskutieren, sondern ein gemeinsames Nachdenken über Arbeits- und Konsumbedingungen im Kulturbereich und über Ressourcen- und Wissensteilung initiieren wollen. Weil Teilen immer auch ein kommunikativer Akt (und umgekehrt) ist, muss das Gespräch weitergeführt werden – gerade jetzt angesichts der erzwungenen leiblichen Distanz, müssen Räume geöffnet werden, die Austausch jenseits von Bühnenproduktionen ermöglichen und die gewonnene Zeit für öffentliche diskursive Handlungsspielräume nutzen.

Während also das Abendessen im kleinen, privaten Kreis von Gästen stattfand und anschließend als Zoom-Video veröffentlicht wurde, zielen die partizipativen Workshops auf eine weitere Öffnung für einen Dialog mit externen Interessierten: Wie könnte ein Ausstieg aus der ökonomischen Produktions- und Verwertungslogik, aus den kurzfristigen Zyklen von Kunstproduktion aussehen? Und ist dieser Produktionszwang vielleicht auch ein spartenspezifisches Problem der darstellenden Künste? Was kann die Tanz- und Performanceszene selbst tun für mehr Anerkennung nicht-produktoorientierter Arbeit, die sich Zeit nimmt für vermeintlich unproduktives Experimentieren, Recherche und Selbstreflexion – für das, was als bloß reproduzierende Arbeit gesellschaftlich marginalisiert wird? Könnte ein staatliches Grundeinkommen für alle Abhilfe schaffen? Oder ist das schon Utopie? Wenn aber die gesamtgesellschaftliche Lösung utopisch weit

weg erscheint, könnte das „gallische Dorf“, für dessen Errichtung Antje Pfundtner ausreichend Platz und Energie in der freien Szene sieht, als Pilotprojekt für ein anderes gesellschaftliches Zusammenleben dienen?

Pragmatische Ansätze wie die von Antje Pfundtner sowie von Adrienne Goehler unabhängig voneinander initiierten Künstler:innen Fonds existieren bereits, kollaboratives Arbeiten, das Teilen von Wissen, sind längst künstlerische Praktiken. Sie könnten nicht nur als künstlerische Arbeitsorganisation, sondern auch als Lebensform eine „Selbstermächtigung“ der Freien Szene ermöglichen – und das nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch als Antreiberin sozialen Wandels.

Dafür sind genau solche Formate wichtig, die als Dialog-Plattform ein Teilen, das vor allem ein Mitteilen von Wissen, Erfahrung und Bedürfnissen ist, vervielfältigen können: Momente des Austauschs, der kollektiven Selbstbefragung, ohne den Zwang einer Kollektivmeinung, abseits von Autorschaft und Spezialisierung und unabhängig von Bühnenproduktionen mit ihren Formatzwängen und Verfallsdaten.

Die Überproduktions- und die dazugehörige Unterkonsumtionskrise im Kulturbereich nimmt der Philosoph und Kulturkritiker Michael Hirsch zum Anlass, um in seiner *Sprechstunde* über (ästhetische und soziale) Strategien der Umgestaltung von Arbeit nachzudenken. Wie können wir in der Kulturbranche einem konstanten Produktions-, und dem dazugehörigen Rechtfertigungszwang entkommen, in der jede Produktion besser ist als keine?

Auf Batailles Unterscheidung zwischen beschränkter und allgemeiner Ökonomie rekurrierend, die ich mir stillschweigend (und mit Michael Müller übereinstimmend) übersetze mit der traditionell hierarchisierenden Trennung in kreative, produktive Arbeit sowie die bloß notwendige, unproduktive Arbeit, formuliert er die Idee eines „professionellen Amateurs“, dem die Kunst des Balancierens gelingt – zwischen sparsam, schonend im Umgang mit Material, Lebenszeit und Energie im Bereich des Produzierens zu sein und verschwenderisch, „hedonistisch“ im Bereich des Re-Produzierens – und damit die Kunst eines Lebens im Widerspruch zu praktizieren – im und außerhalb des Systems.

Aus der Perspektive des Wissenschaftsarbeiters schlägt Michael Hirsch eine andere Logik der Verschwendung vor, die nicht eine der Materialverschwendung und des persönlichen Verschleißes mit zwangsläufiger Erschöpfung ist, sondern eine des Aushandelns, des Teilens und Mitteilens. Konkrete anti-professionelle Praktiken wären z.B.: öffentlich ebenso über Geld sprechen, wie über persönliche, hedonistische Bedürfnisse, Teilzeitarbeit und Losverfahren bei Stipendienvergabe – kurz: die Bildung eines offenen Verantwortungssystems anstelle von Vernetzungen sich gegenseitig protegierender Solo-Unternehmer.

Michael Müller, künstlerischer Leiter des *TD Berlin*, plädiert in seiner Sprechstunde für die Einführung einer Re-vision als eigenes Format. Welche Rechtfertigungen brauchen wir für Wiederaufnahmen älterer Stücke? Sollten wir vielmehr von Re-Vision sprechen anstatt von Wiederaufnahme, um sie als Fortschreibung, als Re-aktualisierung kenntlich zu machen? Weil sie die heutige an der früheren Perspektive überprüft und das selbstkritische Hinterfragen als Teil des Wiederaufnahmeprozesses inszeniert? Oder sollte zur Re-Vision auch die vollständige Transformation, die Inszenierung eines radikal anderen Stückes dazugehören?

Zum Abschluss der dichten, künstlerische und diskursive Strategien praktizierenden Workshop-Reihe buche ich eine Einzel-Sprechstunde bei der Dramaturgin Anne Kersting. In einem assoziativen Frage-Antwort-Spiel – analog einem Instant-Writing-Konzept – werde ich aufgefordert, über meine eigenen, auch privaten Beweggründe des Teilens und der Weitergabe nachzudenken. Ein etwas intimerer Moment der

Rekapitulation und Re-Vision des überreichen Materials der letzten Stunden entsteht, aus dem ich mich mit einem Fremdtext von Adorno – herausmogele: „Der Fortschritt ereignet sich dort, wo er endet.“